

Transformieren und homogenisieren von Walter Zschokke, Werk, bauen und wohnen, 04/2001

Die Stärke der Entwürfe und Bauwerke von Hans Gangoly manifestiert sich nicht so sehr in radikal bewegten Formen und in überspitzten Gegensätzen. Wie die drei im Folgenden vorgestellten Interventionen zeigen versteht der Grazer Architekt Vorhandenes und neues zu einem komplexen Ganzen zu kombinieren, das auch denkmalpflegerischen Aspekten gerecht wird.

Hans Gangoly, ein Vertreter der jüngeren, auf die „Grazer Schule“ folgenden Generation, schafft doppeldeutige Verbindlichkeiten zu Bestand und zeitgenössischem Bauen. Eines seiner Arbeitsmittel ist die strukturelle Integration, die in verschiedenen historischen Kontexten eingesetzt wird. In der dicht bebauten Grazer Vorstadt am echten Murufer, wo Gewerbebauten und Zinshäuser einander den Platz streitig machen sitzt die ehemalige Stadtmühle über dem rechten Mühlgang, dessen Wasser früher das Mühlrad angetrieben hat. Als das voluminöse Gebäude Mitte der Neunzigerjahre unter Denkmalschutz gestellt wurde, musste nicht nur die Fassade, sondern auch die eindruckliche Holzkonstruktion aus mächtigen Fichtenbalken erhalten werden, die mit einem Raster von 4 mal 4 Meter den trapezförmigen Grundriss fünf Geschosse hoch füllt.

Raumgitter in einer kräftigen Schale

Die rund gedrechselten Holzsäulen mit Wulst, Kehle und Kapitell, dessen Abakus als eichenes Querholz zum Sattelholz und zum kräftigen Unterzug vermittelt, verfügen über eine starke Ausstrahlungskraft. Demzufolge wurden in der Stadtmühle Wohnungen im Sinne eines „plan libre“ jeweils um zwei bis fünf solcher Stützen herum angeordnet. Die mehrheitlich kleinen Wohneinheiten für Alleinstehende oder junge Paare sind U-förmig um einen vier Geschosse hohen, glasüberdeckten Innenhof gruppiert, in dem das vorsichtig gelichtete Holzwerk als Raumgitter präsent bleibt. Die Zugänge zu den Wohnungen verlaufen über schlanke Stege aus Stahlbeton, die trittschallgelagert auf den Balken aufliegen. Enorm waren die brandschutztechnischen und statisch-konstruktiven Probleme, die es zu lösen und mit den denkmalpflegerischen Ansprüchen in Einklang zu bringen galt. Der planerische und zeitliche Aufwand brachte jedoch einen Gewinn an möglicher räumlicher Erfahrung für die heimkehrenden Bewohner, Bewohnerinnen und Besucher der ehemaligen Stadtmühle. Nachdem man das geschlossene Sichtbetonprisma des feuersicheren Stiegenhauses verlassen hat, bewegt man sich auf luftigen Stegen und hat über und / oder unter sich weitere Stege, Unterzüge und Balken, die den Raum durchschneiden. Dieses für einen Wohnbau einmalige Raumerlebnis im Zugangsbereich zwischen Haustor und Wohnungstür und ebenso die unkonventionellen Wohnungen haben denn auch zu einer großen Nachfrage geführt: Alle Wohnungen waren binnen zweier Wochen vermietet.

In den offenen Wohnräumen mit Kochmöglichkeit wirken die Holzsäulen und Unterzüge gleichsam wie permanent anwesende Gäste, die atlantenhaft die Ruhe der Bewohner bewachen. Die große Höhe erlaubte, die Nasszellen als selbständiges Volumen in den Raum zu stellen, mit viel Luft bis zu den dunklen Deckenbalken. Dies wirkt im Hinblick auf die gleich bleibende Fläche großzügiger, und die kleinen Wohnungen erschienen keineswegs eng. Die kräftige Schale der umhüllenden Mauer wurde nur auf der Eingangsseite breit aufgerissen, um den Treppenturm zu platzieren und um durch die restliche Öffnung Tageslicht und Luft in den Hofraum einzulassen. Der äußere Charakter des mächtigen Baukörpers mit Gesimsen und Sprossenfenstern bleibt erhalten. Dem Problem der alten Einscheibenverglasung begegnete der Architekt mit einem an der Innenseite liegenden Schiebefenster, dessen ebenfalls bloß einfach verglaste Flügel sich seitlich vor die Mauern schieben lassen. Der entstandene Zwischenraum von nahezu Mauerstärke bietet sich für verschiedene Zwecke, selbst für Rauchpausen an.

Die zahlreichen Sonderlösungen erforderten von Beamten, Spezialisten und dem Architekten sehr viel Bereitschaft zu unkonventionellem Denken. Großes Verständnis entwickelte auch der Bauherr, der nach einer Bedenkpause die Unterschützstellung schließlich positiv interpretierte und das ganze Projekt über die Jahre hinweg mittrug. Sein Engagement ist kürzlich mit einem Bauherrenpreis der Zentralvereinigung der Architekten Österreichs belohnt worden.

Fortschreiben eines Strukturprinzips

Ganz anders gestaltete sich die Ausgangslage auf Gut Hornegg, südlich von Graz. In prachtvoller Lage, mit Blick auf die Hügelzüge des südsteirischen Weinbaugebiets, erhebt sich das Schloss, dessen Ursprünge ins 12. Jahrhundert zurückreichen, auf dem Kopf des schmalen Ausläufers einer bewaldeten Hügelkuppe. Ihr ostwestorientierter Rücken trägt den im 19. Jahrhundert von Daniel v. Lapp, dem Ingenieur des Arlbergtunnels, errichteten Gutshof, der ein nach Süden offenes „U“ bildet. Die drei langen Trakte – ehemals Werkstätten, Stallungen und Bedienstetenwohnungen - umfassen

einen weiträumigen Wirtschaftshof. Vor dem östlichen Schenkel stehen lang gezogen paarweise zwei weitere Ökonomiegebäude, welche die Ankunftsseite prägen. Die gesamte Anlage wird über der Hangkante von einem schmalen Fahrweg eingerahmt und bildet eine geländefühlig, enorm starke Interpretation von Topografie und umgebender Landschaft. Vor einigen Jahren brannte das Dachgeschoß des quer auf dem Hügelrücken sitzenden östlichen Gutshofstrakts aus, worauf sich die Chance einer neuen Nutzung und Erweiterung bot. Der alte Teil wurde konsequent als Sockel interpretiert. Er enthält vier mit Landesgeldern subventionierte Wohnungen. Das Obergeschoß wurde in Leichtbau mit Holzdeckenelementen auf Stahlstützen als mehrheitlich verglastes Volumen ausgeführt. Zwei gläserne Pavillons auf dem Dach mit zwischengeschalteten Terrassen bieten einen vom Alltag abgehobenen Aufenthalt über nahen Baumkronen an. Die drei Wohnungen sind als offene Grundrisse organisiert, allerdings bleiben Sanitärräume und jeweils ein, zwei Zimmer abschließbar. Dennoch setzt sich der Eindruck eines In-der-Landschaft-Aufgehens durch und bleibt haften: Die großen Glasflächen und ein umlaufendes Oberlichtband lassen den Kamera-Effekt, wie er sich in gerichteten Ausblicksräumen einstellt, nicht aufkommen. Dem Panorama ausgesetzt, ist der Mensch nicht Beobachter, sondern wird Teil der Landschaft. Die Sonneneinstrahlung wird von wind- und lichtgesteuerten, außenliegenden Rollstoren reduziert, deren Gewebe aber durchsichtig bleibt. Das Äußere des Gebäudes ist bestimmt von der wie mit einem Messer gezogenen horizontalen Trennung zwischen Alt und Neu. Dabei kommt diesem Eindruck zustatten, dass der Altbau selber durchaus wohl proportioniert ist und beispielsweise auf der Westseite über ein vorgesetztes und in seiner Klarheit zugleich attraktives, gemauertes Treppenhaus verfügt. Insgesamt heißt das, dass bereits der Bestand sorgfältig gegliedert war, weshalb die darüber errichteten anderthalb Geschoße als ein Fortschreiben dieses Strukturprinzips erkannt werden können. Dabei ist nicht unwesentlich, dass der bestehende Unterbau in seinem Charakter ebenfalls gestärkt wurde, denn nur so vermag er gegenüber dem schnittigen Neubauteil die Balance zu halten. Es war daher richtig, die Kastenfenster mit den sprossen zu erneuern und der warme, hellgraue Farbton, der an opake Anstriche aus dem 19. Jahrhundert erinnert, zugleich aber aktuellen gestalterischen Maßnahmen entspricht, verleiht dem „Sockel“ jene Kompaktheit, die ihn als einen Körper erscheinen lässt. Ein bröckelnder Verputz, abgesetzte Fensterrahmen und die auf Sicht gemauerten Eckpilaster hätten die Ganzheit zerfallen lassen, die für die Dualität von Alt und Neu an diesem Bauwerk grundlegend ist. Das homogenisierende Überstreichen negiert nicht die Entstehungszeit, verleiht dem Gesamteindruck jedoch eine entscheidende Wendung ins Heute.

Mit der ostseitig ansetzenden Stahltreppe kommt ein weiteres Element ins Spiel. Ihre rostenden Wangenbleche und ihre von der Stufenfolge gezackte Unterseite kontrastieren mit dem Glatten Obergeschoß wie mit dem farblich dematerialisierten Sockelbaukörper. Hier tritt plötzlich Stahl als quasi natürliches Material auf, das unvergütet und rostend, unmittelbar wirkt. Fast ein Fremdkörper, ist die Treppe als einladendes Zeichen für den Eingang auf der spröden Ostseite ungemein wichtig. Alt und Neu erhalten am ganzen Bauwerk dieselbe gestalterische Zuwendung. Wenige, auf einfache Weise klärende Maßnahmen bilden das Konzept für den kraftvollen architektonischen Ausdruck.

Eine Spur in der Dachlandschaft

Der aus mehreren Teilen um einen kleinen Innenhof gefügte Gebäudeblock am linken Murofer, in der Grazer Altstadt sollte die Büros für die „2003-Ges.m.b.H.“ (aus Anlass der europäischen Kulturhauptstadt) aufnehmen. Das Projekt sah vor, das äußerst schadhafte Dachgeschoß abzutragen und durch ein zusätzliches Stockwerk zu ersetzen. Das Erdgeschoß sollte neu als Ausstellungsbereich strukturiert und von drei Seiten zugänglich gemacht werden. Für den Entwurf des neuen Dachgeschoßes war nicht zuletzt der Blick vom Schlossberg auf die Dachlandschaft der Altstadt wesentlich, weshalb dieser „fünften Fassade“ vermehrte Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Ein System von Stützen erlaubt eine offene Struktur und trägt die von mehreren kleinen Volumen durchbrochene Dachfläche. Ein alter Zugang von der Stadt zum Murofer, der früher den Gebäudeblock durchschnitt, wird als Spur im Dachgeschoß plastisch nachgebildet und damit als ein nahezu irrationales Element hervorgehoben. Es wird eine Geschichte ohne Worte nach oben projiziert, deren genauen Inhalt man nicht zu kennen braucht, die aber in das Murmeln der übrigen Dachgebilde einstimmt. Anders als in Gut Hornegg, wo rundum verglaste Räume hoch über den anderen Gebäuden liegen und im Landschaftsraum aufgehen, durchstoßen beim Projekt Stigergasse einzelne kleine und mittelgroße Körper die Dachfläche und erzeugen einen neuen Felck Dachlandschaft. Wegen einer Änderung der Ausgangsbedingungen kam das Projekt nicht zur Ausführung.